

Gaudium et spes:

Dogmatik in farbigen Umschlägen

Gaudium et spes hat nach Meinung des Pastoraltheologen Professor Dr. Sellmann nichts mit der Suche nach dem Schutzschirm der Religion gegen die Unwetter der Zeit zu tun und tausche „ihn mit der Einsicht, dass Gott schon längst im Regen tanzt“. Mit diesem Schlusssatz seines Beitrags weist Sellmann auf die Veränderung und Erneuerung der Kirche durch die Pastoralkonstitution hin: Der Begriff der „Zeichen der Zeit“ habe die dogmatische Theologie sprachfähig gemacht, „sich zu den Ereignissen ihrer Weltkontexte und ihrer geschichtlichen Einbettung aktiv zu verhalten. Christen seien „Problemkollegen mit allen Menschen, seien sie gläubig oder ungläubig“.

Ein Eklat in der Aula des Konzils

Während der Beratungen über die Vorlagen zur späteren Pastoralkonstitution *Gaudium et spes* kommt es in der Aula des Zweiten Vatikanischen Konzils am 1. Oktober 1964 zu einem folgenreichen Eklat. Erzbischof Marcel Lefebvre hält farbige Umschläge hoch und richtet eine Anfrage an den Konzilssekretär Pericle Felici: „Welche Autorität haben diese Heftchen für das Konzil?“ Der Sekretär antwortet spontan noch am selben Tag: „Diese Dokumente sind mehr privater Natur.“ Was heißen soll: Wer sie denn beachten möchte, kann das tun – wer nicht, der nicht. Richtig wichtig sind andere Texte; die hatte man ja auch schon länger vorher ausgeteilt, und die waren ja auch in weiße Umschläge eingetütet worden.

Auf diese Bewertung hin entbrennt eine stürmische Diskussion. Der Salzburger Dogmatiker Hans-Joachim Sander als einer der wichtigsten Kommentatoren von *Gaudium et spes* vergleicht die Situation mit einem Wespennest, in das Felici hineingestochen hatte.¹ Denn zum einen fühlten sich natürlich jene Konzilsväter und Theologen öffentlich entwertet, die teilweise jahre-

¹ Vgl. Sander 2005, 626; sowie ebd., 616-691 sowie Tanner 2006, 319-322.

lang hart an den sogenannten farbigen ‚Heftchen‘ gearbeitet hatten. Zum anderen aber ging es um eine prinzipielle, sozusagen theologiearchitektonische Frage. Und man darf wohl als sicher annehmen, dass sich Erzbischof Lefebvre später noch oft sehr geärgert haben wird, die erwähnte Frage nach der Autorität überhaupt gestellt zu haben. Denn letztlich war es sein Vorstoß, der den Debatten um *Gaudium et spes* eine ganz neue Wendung gab – wodurch die Pastoralkonstitution zum Fokus jenes theologischen Sprachfortschrittes wurde, den man als die eigentliche Frucht des Konzils ansehen kann.

Aber der Reihe nach: Was war denn nun in diesen farbigen Umschlägen? Und was in den weißen? Und wieso konnte man auf die Idee kommen, die Texte in den farbigen Hüllen für minderwertige, nicht dogmatisierbare Texte zu halten, obwohl sie doch von einer offiziellen Konzilskommission erarbeitet worden waren? Hat die dogmatische Qualität von Textentwürfen denn etwas mit ihrer Verpackung zu tun?

Das Rätsel ist schnell gelöst. Die weißen und erheblich früher verteilten Umschläge enthielten einen Haupttext mit dem Titel ‚De Ecclesia in Mundo huius temporis‘; die farbigen Umschläge transportierten sogenannte ‚Adnexa‘, also Anhänge zu diesem Haupttext.

Der Haupttext hieß so, weil er sowohl in Inhalt wie im Duktus Bekanntes referierte: Das Verhältnis von Kirche und Welt wurde gemäß überzeitlicher Prinzipien und christologischer Reflexionen in allgemeiner Form vorgestellt. Solche Texte kannte man, und in solch überzeitlichen Angelegenheiten fühlte man sich kompetent. Kniffliger war die Sache mit den Adnexa: Hier hatten Fachexperten und Bischöfe zusammen bestimmte empirische Problembereiche fokussiert, in denen ‚die Menschheit‘ mit Recht von der Kirche eine orientierende Position erwarten durfte. Gemäß der großen Metapher Johannes XXIII. von den ‚Zeichen der Zeit‘ in seiner Enzyklika ‚Pacem in terris‘ von 1963 versuchte man, jene epochalen Herausforderungen zu definieren, zu denen man als Kirche nicht schweigen könne. Hierzu gehörten damals unter anderem die Frage eines möglichen Nuklearkrieges, die Emanzipation der Frauen, das allgemeine Erwachen der nationalen Selbstbestimmung, die dramatische Bevölkerungsentwicklung oder der risikohafte Fortgang der Wissenschaften.

Das Problem – und die Angänge zu seiner Lösung

Das Problem, das sich mit solchen zeit-spezifischen Themen stellt, liegt auf der Hand: Wie soll die Theologie aus ihren

überzeitlichen Quellen wie der Bibel, dem Lehramt oder auch der Philosophie Erkenntnisse generieren, die sich auf geschichtliche, empirische Fragen beziehen – und zwar so, dass man sich nicht in spekulativen Reflexionen ergeht, sondern konkrete ethische Standpunkte anbietet? Wie soll man dogmatisieren – also als unhintergehbare Sprachmarke errichten –, was sich im Lauf der Geschichte verändern wird? Und, noch grundsätzlicher gefragt: Hat denn die Kirche als überzeitliche Stiftung, als vollendete Gesellschaft (*societas perfecta*), wie man sie seit Jahrhunderten verstand, mit solchen Themen überhaupt konstitutiv etwas zu tun?

Dies waren bedrängende Fragen, die keineswegs einfach beantwortbar erschienen. Man sah sich im Dilemma, zu diesen wichtigen Themen einerseits wenig Eigenes sagen zu können, andererseits aber angesichts des Problemdrucks auch nicht schweigen zu dürfen. Von Beginn des Entschlusses zu einer Pastorkonstitution² an verfolgte man daher eine Doppelstrategie: Es müsse im selben Dokument sozusagen zwei Textsorten geben, deren dogmatisches Gewicht voneinander abzuweichen hätte. Der Haupttext mit seinen unwandelbaren Prinzipien war unproblematisch. Die Anhänge (*adnexa*) aber sollten entweder als ‚Instruktionen‘ erscheinen, als eine Art ‚Sozialkatechismus‘, als globale Schlussfolgerun-

gen oder situative Analysen, jedenfalls aber unterhalb des dogmatisierbaren Niveaus verbleiben.

Diese Taktik macht es durchaus verständlich, dass man die beiden Textsorten auch äußerlich unterschied und für das Unwandelbare die Nichtfarbige Weiß, für das Wandelbare aber die Farbige der Umschläge vorsah – die man dann auch noch später und kurzfristiger versandte.

Trotzdem: Ein Unbehagen blieb zurück. Kann man denn Kirche wirklich so radikal getrennt von ihrem ‚Außen‘, also ‚der Welt‘ denken, dass sie sich zu deren Großproblemen nur unterhalb ihres höchsten Redeniveaus äußern kann? Hat denn Offenbarung wirklich nur überzeitliche Qualität? Kann lehramtliche Dogmatik sich nur so verstehen, dass sie von realer Menschheitsgeschichte im Kern nicht verändert werden kann? Haben kirchliche Texte keinerlei Autorität, wenn es um die konkreten Ortsbestimmungen des Menschseins geht – um Tod und Not, um Dramatik und Flucht, aber auch um Schönheit und Eleganz?

Diese Wunde brach auf, als das anzuschlagende Niveau der *Adnexa* vom Konzilssekretär noch einmal auf das denkbar Niedrigste heruntergepegelt wurden: ‚mere privatum‘, mehr privater Natur seien diese Texte. Subjektive Meinungsäußerungen, ohne konziliarer Gewicht. Zur Zeitdiagnose könne die Kirche nichts beitragen, als mehr oder weniger fachgerechte Meinungen. Felici stellt sozusagen fest: Die Welt, das ist nicht die Baustelle der Kirche.

Der vehemente Protest gegen diese Qualifizierung vereinte Majorität und Minorität und führte in der Folge zu

² Eine solche Konstitution war gar nicht im Konzilsplan vorgesehen. *Gaudium et spes* gilt ja gerade deswegen als genuine Frucht des Konzils, ja als sein unverwechselbarster Ausdruck, weil sich die Notwendigkeit zu solch einem Text aus den Debatten der Aula erst ergab; vgl. nur Sander 2005, 827-864; Pesch 1994, 311-350, bes. 348f; Mette 2005.

der gemeinsamen Einsicht, dass Theologie sich selber verfehlt und unterbietet, wenn sie Dogmatik so radikal ungeschichtlich betreibt. Man entschloss sich zu einem neuen, historischen Anlauf. Sander kommentiert: „Damit war (...) die bisher verfolgte Darstellungsstrategie (...) hinfällig geworden. Man war damit jedoch sprachlos geworden und musste eine neue Sprache sprechen lernen.“³

Aus heutiger Sicht kann man sagen: Diese Sprache wurde mit einem völlig neuen Genre der Dogmengeschichte gefunden, der Pastoralkonstitution *Gaudium et spes*.

Vor *Gaudium et spes*: Kirche versteht sich von sich selbst her

Um verstehen zu können, welchen theologischen Fortschritt *Gaudium et spes* bedeutet, muss man sich vor Augen halten, wie wenig es vorher möglich war, die Bedeutung der Offenbarung von Raum/Zeit-Kontexten her zu erschließen. Dazu nur einige Andeutungen:

In der Enzyklika ‚*Dei Filius*‘ des Ersten Vatikanischen Konzils (1869/1870) reflektiert das kirchliche Lehramt darüber, wie Gott vom Menschen überhaupt erkannt werden kann. Zwar ist man davon überzeugt, dass die menschliche Vernunft allein aus der Analyse des Geschaffenen heraus zur Einsicht in das Wirken Gottes gelangen könnte. Dies sei aber nicht der eigentlich vorgesehene, der prominente Weg. Gott habe selbst einen übernatürlichen Modus gewählt: den der Wunder und Weis-

sagungen in Bibel und Heiligen. Diese ‚Zeichen‘ seien aufgrund der kirchlichen Lehre autorisiert, und ihnen sei als Erkenntnisquellen Gehorsam entgegenzubringen. Letztlich ist die Kirche selbst der Urgrund der Glaubenssicherheit: „Denn nur die katholische Kirche trägt all die wunderbaren Zeichen, die Gott gegeben hat, auf dass die Glaubwürdigkeit der christlichen Lehre hell aufleuchte. Ja, auch die Kirche selbst ist durch sich – nämlich wegen ihrer wunderbaren Ausbreitung, außerordentlichen Heiligkeit und unerschöpflichen Fruchtbarkeit an allem Guten, wegen ihrer katholischen Einheit und unbesiegtten Beständigkeit – ein mächtiger und fortdauernder Beweggrund der Glaubwürdigkeit und ein unwiderlegbares Zeugnis ihrer göttlichen Sendung.“ (DH 3013)

Hier sieht man: Gott lenkt zwar die Geschichte, aber von außen, durch eine Kirche, die selbst eigentümlich ungeschichtlich konzipiert wird. Die Heilsgeschichte fällt gewissermaßen steil von oben in die Weltgeschichte ein, wie Peter Hünemann das ausdrückt.⁴ Die Kirche ist selbst heilig und irgendeiner Erweiterung unbedürftig, außerdem der rationalen Argumentation entzogen, da sie sozusagen vor aller Konkrektion die einzige Institution ist, die überhaupt Erkenntniszugang auf Gott vermittelt. Schon zu Zeiten des 19. Jahrhunderts war das einem erwachenden evolutionsbewussten und prozessualen Denken unverständlich.

Aber man muss sagen: Innerhalb des Katholizismus wurde diese Attitüde des

³ Sander 2005, 627.

⁴ Vgl. Hünemann 2005, 112f.

Überweltlichen, Ungeschichtlichen, Unbewegten stilbildend. Zusammen mit der Lehrentscheidung über den unfehlbaren Jurisdiktionsprimat des Papstes, der Ausbildung eines ganzen katholischen Lebensweltmilieus und durchaus bestehenden Missionserfolgen in Übersee hatte man noch in den 1950er-Jahren eine Kirche vor Augen, die wie ein Fels in der Brandung der Zeiten zu stehen schien, allen umwälzenden Modernisierungen zum Trotz. Der bekannte Dogmatiker Wolfgang Beinert traf 1958 den Bamberger Weihbischof Landgraf und erinnert sich wie folgt an die Begegnung: „Uns wurde ja an der Universität gesagt, dass ein Konzil ziemlich unwahrscheinlich ist; 1870 habe ja das vermutlich letzte Konzil, das Vatikanum I, wie es dann später hieß, den Jurisdiktionsprimat und die Unfehlbarkeit des Papstes dogmatisiert. Also wozu noch ein Konzil? Der Papst kann alles allein. Das war das eine: Man hat es nicht für möglich gehalten. Das zweite: 1958 war Pius XII. gestorben. Ein deutscher Bischof, der Weihbischof Landgraf, der sagte mir damals: Wenn es in der Heiligen Schrift eine Voraussage gäbe, die Welt geht dann unter, wenn die Theologie alles weiß und am Höhepunkt ist und keine Fragen mehr hat, dass wäre es eigentlich so weit. Es gibt also nichts Neues. (...) Dann erlebten wir das Konzil als eine ungeheure große Befreiung und Dynamisierung einer Kirche, die zwar scheinbar ganz ruhig und friedlich und in Ordnung schien, in Wirklichkeit aber nur unter einer Art Lethargie und Starre litt.“⁵

Man muss sich diese scheinbare Verfestigung des Kirchen- und Gesellschaftsbildes vor Augen halten, will man ermessen, wie spektakulär es ist, dass dasselbe katholische Lehramt nur acht Jahre später von ganz anderen Zeichen spricht, die auf etwas ganz anderes verweisen als auf die Kirche: die ‚Zeichen der Zeit‘.

Der Marker schlechthin: Die Rede von den Zeichen der Zeit

Es ist erstaunlich: Obwohl *Gaudium et spes* nur ein einziges Mal von den ‚Zeichen der Zeit‘ spricht (in Nr. 4) und der Ausdruck überhaupt nur vier mal insgesamt im Korpus der Konzilstexte (PO 9; AA 14, UR 4) ausdrücklich genannt wird, ist er erstens sehr bekannt geworden und kann zweitens als die Kurzformel für das Neue der Pastoralkonstitution, vielleicht sogar für das ganze Konzil angesehen werden.⁶

Denn über die Rede von den ‚Zeichen der Zeit‘ wird die dogmatische Theologie sprachfähig, sich zu den Ereignissen ihrer Weltkontexte und ihrer geschichtlichen Einbettung aktiv zu verhalten. Was das bedeutet, wird im ganzen Duktus von *Gaudium et spes* nach und nach entfaltet.

Auffällig und die These von Bauer unterstützend ist nämlich, dass der Assoziationshof der Zeichentheologie immer an den Anfängen der Hauptteile von *Gaudium et spes* anklingt. Fünf Etappen des Textverständnisses seien kurz skizziert:

5 Vgl. das Radiojournal Camino im hr2 vom 4.12.2005 mit dem Titel: Aufbruch oder Sackgasse? 40 Jahre Zweites Vatikanisches Konzil (Autor: Lutz Lemhöfer, Frankfurt).

6 So jedenfalls Bauer 2012, 205 unter Verweis auf Chenu, Sander und andere Interpreten des Konzils.

Die Nummer 1 des Textes lässt das Grundthema schon wie eine „Eröffnungsfanfare“⁷ erklingen: Freude und Hoffnung, Trauer und Angst der Menschen von heute, sind Freude und Hoffnung, Trauer und Angst auch der Jünger Christi. Das bedeutet: Man kann kein Jünger Christi sein, wenn man sich nicht zu den elementaren Signaturen (Zeichen) seiner Zeit hin öffnet. Christinnen und Christen sind keine Weltenflüchter, sondern Weltenbummler und Weltenkümmerer. Dabei ist sofort klar, wessen Freude und wessen Angst als Erstes handlungsleitend werden sollen: „besonders die der Armen und Bedrängten aller Art“. Bauer lakonisch: „In der Pastoral des Konzils ist eine kapitale Weltfinanzkrise vorrangiger als der sprichwörtliche Bierpreis des Pfarrfestes.“⁸

Die Nummer 4 bringt den Begriff selbst und fordert die Kirche auf, als Zeitgenossin den Dreischritt sehen/urteilen/handeln zu verfolgen: Zeichen der Zeit sollen unterschieden und gedeutet werden, damit die Kirche „auf die beständigen Fragen der Menschen (...) antworten kann“. Hier ist erkennbar nur die eine Hälfte der dogmatischen Fortentwicklung benannt. Nach wie vor dominiert ein Frage-Antwort-Schema, so als wüsste die Kirche aus sich heraus schon die Lösungen; und so als wäre die ‚Welt‘ einfach nur in der Rolle der Fragenden und Hörenden. Solch ein Dualismus ist zu wenig.

In einer sich entwickelnden Verfeine-

rung betont daher die Anfangspassage des Hauptteils I, die Nummer 11, dass das Volk Gottes nicht etwa seiner Zeit zuschaut, sondern mitten drin steht in den Ereignissen aller Menschen. Christinnen und Christen sind Problemkollegen mit allen Menschen, „seien sie gläubig oder ungläubig“, wie es später die Nummer 44 präzisiert. Es geht darum, in gemeinsamer Suche nach jener verborgenen Präsenz Gottes zu suchen, die sich in den Raum-Zeitkonstellationen der Gegenwart verbirgt. Das ist nicht Kirchen-, sondern Menschensache.

So heißt es dann auch in der Einleitung zum Zweiten Hauptteil in der Nummer 46, dass sich die Kirche nicht nur im Licht des Evangeliums (wie in Nr. 4), sondern auch im Licht der menschlichen Erfahrung den bedrängenden Herausforderungen zuwenden will. Dogmatik bekommt also neben Schrift und Tradition eine dritte Erkenntnisquelle: die der empirischen Analyse in zeitdiagnostischer Absicht.

Empirische Forschung als unverzichtbare Erkenntnisquelle der Theologie

Auch in diesem letzten Punkt ist *Gaudium et spes* präzise und geradezu spektakulär. In der Nummer 44 wird festgestellt, dass die Kirche nicht nur der Welt hilft, sondern dass diese Beziehung auch umgekehrt gilt. Und das nicht nur in Nebensachen. Vielmehr bedankt sich die Kirche sogar bei ihren Verfolgern dafür, dass sie ihr einen Spiegel für mangelnde Glaubwürdigkeit und manchen Fehler vorgehalten haben. Das Lehramt bekennt, dass es die Hilfe der in der Welt Stehenden benötigt, um die heute komplexen

7 Ebd.

8 Ebd., 208.

Wissensgebiete zu durchdringen; und dass sie aus den vielen Kulturen immer mehr gelernt hat, den Glauben auszudrücken. Die angepasste Predigt des Wortes Gottes, die *praedicatio accomodata*, soll das Gesetz aller Evangelisation sein und bleiben. Hier horcht man schon auf: Anpassung als Vorschrift? Es ist ohnehin bemerkenswert, dass das heute so unter Verdacht geratene Wortfeld um Anpassung, Angleichung, Anschließung in den Konzilstexten über 60 Mal vorkommt und einen Hauptstamm der ganzen Konzilssemantik bildet.

Die Nummer 44 aber bietet den theologischen Gipfelpunkt. Es sei Aufgabe des ganzen Volkes Gottes, besonders der Theologen und Seelsorger, die Sprachen unserer Zeit zu unterscheiden und sie im Licht des Gotteswortes zu beurteilen. So weit, so gut, das kannten wir schon aus Nummer 4. Aber warum sollen wir das tun? Einfach nur als raffinierte Taktik? Um den Betrieb aufrechtzuerhalten? Um kulturell nicht vergessen zu werden? Um höflich zu wirken?

Nein. Der Text fährt fort: „damit die geoffenbarte Wahrheit immer tiefer erfasst, besser verstanden und angemessener vorgelegt (eigentlich: vorgeschlagen, MS) werden kann.“ Niemals hat das Lehramt der Kirche dogmatisch so deutlich festgestellt, dass man auch in der Herzensangelegenheit der Offenbarungserkenntnis die Hilfe derer braucht, die nicht zur verfassenden Kirche gehören.⁹ Auch die Kirche

selbst muss erst erlernen, wer Gott ist und wie er sich heute präsent macht. Die Offenbarung, die Selbstmitteilung Gottes, gehört allen Menschen, nicht nur uns Kirchenleuten. Unser Vorrecht ist nicht, die Offenbarung zu besitzen oder exklusiv zu verstehen. Unsere Aufgabe wie aller hier engagementwilliger Menschen ist es, immer je neu und je kontextuell zu lernen, was Gott wie und mit welchem Wunsch von sich selber mitteilt. Das Lerntraining für diese Aufgabe, für diese Zeichendeutung, findet im Boxring der je aktuellen Zeit statt – nicht daneben oder gar darüber.

Ein solches Programm ist einem Christen, einer Christin hoffentlich „sehr unheimlich“.¹⁰ *Gaudium et spes* war auf dem Konzil und ist gerade heute wieder so umkämpft, weil es nicht um etwas, sondern um alles geht. Der Text stößt das Portal auf für eine Theologie, die den Plural der Kulturen, Biografien und Orientierungen nicht nur schätzt, sondern braucht. Der Text bietet den Ausweg aus der uns so einsozialisierten Verkirchlichungsfalle seit dem 19. Jahrhundert – seit wir ein Christsein lernen, das seinen Sinn nicht im einfachen Dasein findet, sondern im Kirchesein. Wir kommen mit *Gaudium et spes* heraus aus einer Pastoral des Bindestrichs – Kirche und Jugend, Kirche und Frauen, Kirche und Arbeiter –, so als wäre eine Kirche denkbar notfalls ohne Jugend, Frauen, Arbeiter. Wir kommen heraus aus den unseligen Profilierungsdebatten der Gegenwart (Was ist das Eigentliche, das Kernge-

⁹ Vgl. zum Folgenden ausführlich Sellmann 2012.

¹⁰ So war jedenfalls Karl Rahner zumute, als er all dies bedachte; vgl. Rahner 1967, 629.

schäft der katholischen Kirche?), weil wir keine Unterschiede mehr machen zwischen uns und den Leuten. Wir kommen hinein in die intelligente Nutzung der religionsproduktiven Tendenzen der Moderne, in neue Sozial- und Praxisformen von Kirchlichkeit (fresh expressions of church) und in neue Chancen, das Brisante der christlichen Existenz neu zu artikulieren.

Gaudium et spes hält nichts von der Suche nach dem Schutzschirm der Religion gegen die Unwetter der Zeit; und tauscht ihn mit der Einsicht, dass Gott schon längst im Regen tanzt. ■

Literatur:

Bauer, Christian: Zeichen der Zeit? Ortsbestimmungen des Zweiten Vatikanums, in: *Lebendige Seelsorge* 3/2012, 203-210.

Hünemann, Peter: Gottes Handeln in der Geschichte.

Theologie als interpretatio temporis, in: Michael Böhnke u.a. (Hg.), *Freiheit Gottes und der Menschen* (FS Thomas Pröpfer), Regensburg 2006, 109-135.

Mette, Norbert: Die pastorale Konstitution über die Kirche in der Welt von heute *Gaudium et spes*, in: Bischof, Franz-Xaver / Leimgruber Stephan (Hg.), *Vierzig Jahre II. Vatikanum. Zur Wirkungsgeschichte der Konzilsgeschichte*, Würzburg² 2005, 280-296.

Pesch, Otto Hermann: Das Zweite Vatikanische Konzil. Vorgeschichte – Verlauf – Ergebnisse – Nachgeschichte, Würzburg³ 1994.

Rahner, Karl: Zur theologischen Problematik einer ‚Pastoralkonstitution‘, in: ders., *Schriften zur Theologie* Bd. VIII, Einsiedeln/ Zürich/Köln 1967, 613-636.

Sander, Hans-Joachim: Theologischer Kommentar zur Pastoral-konstitution über die Kirche in der Welt von heute *Gaudium et spes*, in: Herders Theologischer Kommentar zum Zweiten Vatikanischen Konzil, Bd. 4, Freiburg u.a. 2005, 581-886.

Sellmann, Matthias: Zuhören – Austauschen – Vorschlagen. Entdeckungen pastoraltheologischer Milieuforschung, Würzburg 2012.

Tanner, Norman: Kirche in der Welt: *Ecclesia Ad Extra*, in: Giuseppe Alberigo (Hg.): *Geschichte des Zweiten Vatikanischen Konzils (1959-1965)*, Bd. IV: Die Kirche als Gemeinschaft, September 1964-September 1965, Mainz/Leuven 2006, 313-448.

Kurzfassung

Matthias Sellmann, Professor für Pastoraltheologie an der Universität Bochum, erinnert zu Beginn seines Beitrags an farbige und weiße Umschläge, die es während der Beratungen zur späteren Pastoral-konstitution *Gaudium et spes* gegeben habe. Die weißen Umschläge enthielten einen Haupttext mit dem Titel ‚De Ecclesia in Mundo huius temporis‘; die farbigen Umschläge transportierten sogenannte ‚Adnexa‘, also Anhänge zu diesem Haupttext. Der Haupttext erklärte das Verhältnis von Kirche und Welt gemäß „überzeitlicher Prinzipien und christologischer Reflexionen“, in den Adnexa wurden „empirische Problemereiche fokussiert“, die orientierende Positionen vertraten. Laut Sellmann zeigte sich hier ein Grundproblem der katholischen Kirche: „Hat denn die Kirche als überzeitliche Stiftung, als vollendete Gesellschaft (‚societas perfecta‘), wie man sie seit Jahrhunderten verstand, mit solchen Themen überhaupt konstitutiv etwas zu tun?“ Deutlich wurde an diesem Problem, wie „eigentlich ungeschichtlich“ Kirche konzipiert wurde. Sie wurde verstanden als „Fels in der Brandung der Zeiten“, „allen umwälzenden Modernisierungen zum Trotz“. Diese „Verfestigung des Kirchen- und Gesellschaftsbildes“ müsse man sich laut Sellmann vor Augen halten, wenn man verstehen wolle, wie spektakulär die spätere Rede auf dem Konzil von den „Zeichen der Zeit“ war. Dieser Begriff habe die dogmatische Theologie

sprachfähig gemacht, „sich zu den Ereignissen ihrer Weltkontexte und ihrer geschichtlichen Einbettung aktiv zu verhalten“. So werde an GS 1 deutlich, dass Christinnen und Christen „Weltkümmerer“ seien mit besonderem Blick auf die „Armen und Bedrängten aller Art“. In Nummer 4 werde der Begriff selbst gebracht und die Kirche aufgefordert, den Dreischritt sehen/urteilen/handeln zu verfolgen. Nummer 11 betone, dass Christinnen und Christen „Problemkollegen“ aller Menschen seien und „in gemeinsamer Suche“ nach der Gegenwart Gottes Ausschau halten. Und die Nummer 46 unterstreiche die Wichtigkeit empirischer Analyse, laut Sellmann neben Schrift und Tradition nun die dritte Erkenntnisquelle. Den theologischen Gipfelpunkt bietet laut Sellmann aber die Nummer 44. Hier komme zum Ausdruck, dass „man auch in der Herzensangelegenheit der Offenbarungserkenntnis die Hilfe derer braucht, die nicht zur verfassten Kirche gehören“. „Auch die Kirche selbst“ müsse „erst erlernen, wer Gott ist und wie er sich heute präsent macht“. Die Offenbarung gehöre allen Menschen! Damit habe GS eine Portal für eine Theologie aufgestoßen, die den „Plural der Kulturen, Biografien und Orientierungen nicht nur schätzt, sondern braucht“.